schöner Form. Das Schleifen und Bohren der Steine kannte der Mensch freilich noch nicht. An den Lagerplätzen der Menschen in den Höhlen sind Werkstätten gefunden, aus welchen die Steingeräte hervorgingen. Es wurden Kernsteine gefunden, das sind Steine, von welchen Späne zum Zwecke der Weiterverarbeitung abgeschlagen sind. Auch viel sonstiger Werkabfall ist gefunden worden. Die Töpferei war dem Menschen der Altsteinzeit noch völlig unbekannt. Die Frage, ob der Mensch unserer ältesten Kulturperiode Sinn für das Schöne und eine Befähigung zum künstlerischen Schaffen gehabt habe, muß bejaht werden. Dafür fand ich auch in unserer Heimat einen Beweis. In der Balver Höhle wurde ein kleiner Kiesel gefunden, auf welchem der Kopf eines Wildpferdes naturgetreu eingeritzt war.

2. Mittelsteinzeit.

Gegen Ende der Eiszeiten zeigte sich in unserer Heimat eine neue, von Westen her eindringende Kultur.

Das Mammut und das Nashorn sowie die höhlenbewohnenden Raubtiere waren ausgestorben. Die kälteliebenden Tiere folgten dem langsam zurückweichenden Eise nach Norden. Das Eis drang freilich noch mehrere Male zurück, wie aus den zahlreichen Funden von Knochen kälteliebender Tiere, wie Renntier, Eisfuchs und Schneehase, zu schließen sind. Endlich wurde das Klima aber doch milder und der Pflanzenwuchs reicher. Trotzdem lebte der Mensch einstweilen weiter in den Höhlen.

Spuren dieser Menschen haben wir in vielen Höhlen des Sauerlandes gefunden, so in der Balver und Feldhofhöhle im Hönnetal, in der Martinshöhle bei Oestrich, in der Egerhöhle bei Hohenlimburg (Lennetal), in der Bilsteinhöhle bei Warstein und im „Hohlen Stein“ bei Kallenhardt.

Die Menschen dieser Zeit waren Jäger und Fischer, die ihre Waffen und Geräte aus Stein und aus den Knochen der erlegten Tiere herstellten. Die Steingeräte, welche fast immer aus Feuerstein, sehr selten aus Kieselschiefer bestanden, sind oft sehr klein, zierlich und äußerst sorgfältig bearbeitet. Die Nadeln und Pfrieme aus Knochen sind nicht selten geglättet und poliert. Das Schleifen und Bohren der Steine kannten die Menschen der Mittelsteinzeit nicht. Auch die Töpferei war am Anfang dieser Kultur noch unbekannt. Die Kleidung bestand aus den Fellen der erbeuteten Tiere und die Nahrung aus dem Fleische derselben sowie aus eßbaren Früchten und Kräutern. Jagdwild war in der Hauptsache Renntier, Hirsch, Reh, Urstier, Wildschwein und Schneehase. Das Wildpferd und der Höhlenbär müssen, nach den wenigen Funden zu urteilen, nur noch vereinzelt gelebt haben.

Im zweiten Abschnitt der Mittelsteinzeit wohnte der Mensch mit Vorliebe an den Ufern der Flüsse und Seen, oder wenigstens in der Nähe einer Quelle. In der Lebensweise hatte sich fast nur die Wohnung geändert. Man lebte jetzt in Wohngruben. Das waren in die Erde gegrabene Löcher, die durch Windschutzwände, zum Teil mit Dach (beides aus Holz und Reisig) abgeschlossen waren. Diese Wohnweise scheint recht zweckdienlich gewesen zu sein, denn sie wurde während der ganzen Jungsteinzeit beibehalten.

Waffen und Geräte wurden in ähnlicher Weise wie zu Beginn dieser Kulturstufe hergestellt. Die aus Knochen hergestellten Werkzeuge wie Pfeil- und Lanzenspitzen, Pfrieme, Angelhaken und Messer sind nicht selten mit schönen Ornamenten geziert. Als neue Errungenschaft zeigen sich Spuren einer ersten, primitiven Töpferei.

Siedlungsspuren dieser Menschen wurden an der Ruhr bei Langschede, Halingen, Schwerte, Garenfeld und Hohensyburg festgestellt. Besonders viele Steingeräte und Hunderte von Bruch- und Abfallstücken erbrachte die Siedlung Gänsewinkel bei Schwerte-Ost. Auch einige Dutzend Kernsteine wurden dort gefunden, womit bewiesen ist, daß die Geräte an Ort und Stelle hergestellt wurden. Die Funde sind sowohl aus Feuerstein als auch aus Kieselschiefer. Neben den Geräten aus der späten Mittelsteinzeit wurden die ersten primitiv geschliffenen Steinwerkzeuge gefunden. Es sind Meißel und Beile, die aus Ruhrkiesel gearbeitet sind. Auch dünne, flache Kiesel, die an einer Seite angeschliffen sind, wurden hier in mehreren Exemplaren geborgen. Ferner entstammen dieser Fundstelle Angelsenksteine (kleine durchbohrte Kiesel) und eine schöne Pfeilspitze.

3. Jungsteinzeit.

Der Mensch der Jungsteinzeit war seßhafter Bauer und Jäger. Er wohnte in Wohngruben oder Fachwerkhäusern, welche mit Reisig und Moos abgedichtet und mit Lehm verstrichen waren. Fast immer siedelte er sich an Flüssen und Seen an und baute nicht selten seine Häuser am Rande derselben auf Pfähle. Seinen Acker, für den er sich fruchtbaren Boden aussuchte, bearbeitete er

Poliersteinen eine der vielen Erfindungen des Jungsteinzeitmenschen. Auch zähmte der Mensch in dieser Zeit Tiere und verstand sich auf Viehzucht. So hielt er Pferd, Rind, Schwein, Schaf und Ziege. Als treuen Wächter und Begleiter hatte er den Hund. Die Steinbearbeitung und Töpferei gelangten zu hoher Blüte. Die Formen und Verzierungen der Gefäße waren hübsch und mannigfaltig. Aus dem Feuerstein wurden die schönsten Speer- und Pfeilspitzen, Dolche, Messer und andere Geräte hergestellt. Steinbeile, Meißel und Hämmer wurden geschliffen und poliert.

Seinen Toten errichtete der Mensch der Jungsteinzeit aus großen Steinen die riesigen Grabbauten, die im Volksmunde als Hünengräber bezeichnet werden.

Eine Jungsteinzeitsiedlung wurde bei Sümmern festgestellt. Große schwarze Flecken im Acker zeigen die Stellen an, wo vor Tausenden von Jahren die Häuser der ersten Landwirte unserer Heimat standen. In der Erde liegen noch Pfahlreste und Steingeräte. Schon früher waren an dieser Stelle Funde gemacht worden, die aber als Streufunde betrachtet wurden. Die Mehrzahl der Fundstücke ging wieder verloren, nur einige befinden sich in den Museen zu Minden und Dortmund. Vor vielen Jahren wurde ein Steinbeil gefunden, das noch in einer Hirschhornstange steckte. Dieses Fundstück ist heute gleichfalls verschollen. In den letzten Jahren wurden von dieser Siedlung eine ganze Reihe Steinbeile, ein Reib- und Schlagstein, eine Pfeilspitze und ein Messer sowie eine Getreidehandmühle gefunden und sichergestellt. Mehrere Feldhacken, sogenannte Schuhleistenkeile, sind gleichfalls an dieser Stelle gefunden.

Die Frage, wie diese Steinzeitmenschen bei Sümmern wohnten, kann hier nur in aller Kürze beantwortet werden. Das Tal der Abba muß früher ein See gewesen sein, der auch einen Abfluß nach Kalthoff, also zum Baarbach hatte. Die Siedlungen lagen um diesen See herum, und zwar immer einige Häuser zusammen am Abhange eines Hügels, in der Nähe einer Quelle. Die Aecker und Wiesen lagen an den Abhängen. Daß neben dem Ackerbau auch Jagd und Fischfang betrieben wurde, ist als sicher anzunehmen. Es dürfte hier die erste Jungsteinzeitsiedlung in Westfalen sein, wo die in Aussicht gestellten Grabungen Aufklärung über den Hausbau dieser Zeit bringen könnten. Viele Fragen stehen noch offen, und so manches kann noch nicht beantwortet werden. Auch wissen wir noch nicht, wo diese Menschen ihre Toten begruben. J. Sp. (Schwerte).

Blühende Pflanzen als Deuter der Zukunft im Kinderspiel und Volksglauben.

Von Dr. Wiard Griepenburg.

Wer von uns entsinnt sich nicht gerne der fröhlichen Jugendzeit, wo wir sommertags durch Wald und Flur streiften und bei gewissen Gelegenheiten die ersten von Eltern und Großeltern gehörten, in ihrer Bedeutung uns noch völlig unverständlichen Reime herleierten? Besonders Blumen waren es, die unsere Sprüchlein immer wieder herausforderten, und halb im Scherz, halb im Ernst zupften die jungen Mädchen, wie Gretchen in Goethes „Faust“, eine Silberspeiche nach der anderen aus dem Blütenrade der Wucherblume, bis nur noch die goldene Radnabe übrig war. Und jedesmal, wenn ein Blumenblättchen zur Erde flatterte, flüsterten ihre Lippen einen Vers des Sprüchleins: „Er liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen — klein wenig — gar nicht.“ Und wenn auch keins der jungen Mädchen an die Wirksamkeit des Orakels zu glauben vorgab, so freute sich doch ein jedes heimlich, wenn es beim Auszupfen des letzten Blumenstrahles sagen durfte: „Von Herzen.“

Aber nicht nur die Zuneigung des heimlich Geliebten läßt sich aus dem Blütenrad der Wucherblume ersehen, sondern auch der Stand des Zukünftigen, wenn man beim Zupfen eines jeden Blütenstrahles einen Beruf eines bestimmten Sprüchleins nennt:

Eädelmann, Biädelmann, Köster, Pastor,
Raotshär, Börgermester, Snieder, Major,

oder, wie die letzte Zeile im westlichen Sauerland heißt:

Kaiser, Küenning, Tambour, Major.

Und schließlich verbirgt sich in der Wucherblume auch noch das Geheimnis, welche Kleidung das junge Mädchen später tragen wird, wenn es zupft und spricht: Samt — Seide — Gedruckt — Kattun — Samt — Seide — Gedruckt — Kattun.

Als Orakelpflanze dient den Kindern gelegentlich auch der Löwenzahn, in dessem Fruchtstand sogar das Geheimnis der Lebensdauer des Menschen verborgen liegt. Um dieses Geheimnis zu ergründen, nimmt man einen Blumenstengel.

Ein nur noch selten geübter Brauch der jungen Mädchen ist folgender: Sie schneiden den Stiel einer Löwenzahnblume in mehrere Stücke und werfen sie ins Wasser, wo sich die einzelnen Stücke spalten und krümmen. Aus den so entstandenen wunderlichen Figuren suchen die Mädchen nun den Anfangsbuchstaben des Namens ihres Zukünftigen herauszulesen.

Wohl der bekannteste Glücksbringer unter den Pflanzen ist vierblätteriger Klee, der jedoch nach altwestfälischer Anschauung nur dann Glück beschert, wenn man, ohne darum zu wissen, solchen Klee bei sich trägt. Deshalb steckt ein Freund dem andern wohl gerne heimlich „Klawerveer“ in die Tasche, damit er Glück im Spiel und in der Liebe habe.

Das „Donnerkraut“ (Fetthenne), das in westfälischen Häusern kreuzweise an den Hahlbaum gebunden wurde und dadurch das Haus vor Blitzschlag sicherte, besaß sogar Gewalt über Leben und Tod. Man steckte die Pflanze, die wegen des Wasserreichtums ihrer Blätter auch entwurzelt noch lange Zeit fortgrünt, in die Ritze eines Deckenbalkens hinein und ließ jeden der Hausgenossen ein Blatt anrühren. Der, dessen Blatt zuerst abfiel, mußte zuerst sterben. Junge Mädchen, die gerne über ihre baldige Vereinigung mit dem Geliebten genauer unterrichtet sein wollen, stecken auch wohl zwei in der Johannesnacht abgeschnittene Zweige des Donnerkrauts nebeneinander an den Hausbalken. Bleiben beide Pflanzen grün und wachsen sie aufeinander zu, so kommt bald eine Heirat zustande; verdorren sie aber oder streben sie auseinander, so ist den Liebenden Scheiden und Meiden vorherbestimmt. Dieser Glaube ist über das ganze deutsche Sprachgebiet und sogar noch über romanische Länder verbreitet, genau wie der Glaube an die wunderbaren Wirkungen des in der Johannesnacht gewonnenen Farnsamens. Nach uraltem Volksglauben soll der Farn nur in der Johannesnacht, und zwar um die Mitternachtsstunde blühen, aus den Blüten sollen sofort die Samen hervorgehen, und diesen Samen soll man nur mit Hilfe besonderer Beschwörungsformeln und geheimer Zaubersprüche erlangen können. Bei der Gewinnung des Farnsamens mußte man aber recht vorsichtig sein, sonst fiel man dem Teufel zum Opfer. Doch die Gefahr lohnte sich auch, denn der Farnsamen barg wundersame Kräfte. Er machte den Besitzer hieb- und stichfest und unsichtbar vor dem Feinde. Auch machte er verborgene Schätze sichtbar und war die Quelle zu Reichtum und Glück.

Als Zeichen des baldigen Todes eines Familienangehörigen gilt es, wenn Großebohnen im Frühjahr nicht grün aufgehen, sondern weiß „as witte Lilien“, und dieselbe Vorbedeutung haben Winterbirnen, wenn sie im Frühjahr „verkehrt“ blühen, d. h. bevor das Laub erscheint. Mit dem Tode hängt auch der Rosmarin zusammen, denn nach einem früher in Südwestfalen üblichen Brauch mußte man beim Tode des Hausherrn den Rosmarin „anklopfen“, sonst starb er ab. Mit diesem Brauch verbindet sich der altwestfälische Glaube, daß man einem Verstorbenen keinen Rosmarin mit ins Grab geben dürfe. Tut man es dennoch, so verdorrt der ganze Stock, sobald der Zweig im Grabe verwelkt.

Für den Bauern ist nach dem Volksglauben eine Mißernte zu erwarten, wenn er im Frühjahr zuerst das Hungerblümchen blühen sieht, wogegen ihm eine reiche Ernte beschieden sein wird, wenn ihm die goldenen Blüten des Huflattichs als erste entgegenleuchten.

Vielfach ist auch die Farbe der zuerst erblickten Blume von Bedeutung. Eine weiße Blüte kündet baldigen Tod, eine goldgelbe deutet auf Geld und Reichtum hin, rot verheißt Glück, blau aber Liebe und Treue.

Wie uralt Teile des hier besprochenen Volksglaubens sind, geht aus dem zur Zeit Karls des Großen erlassenen Gesetz „Kapitulare de villis“ hervor, wo es im 70. Kapitel heißt: „. . . und der Gärtner soll auf seinem Hausdach den Donnerbart haben.“ Es wird zwar nichts davon gesagt, daß diese Pflanze gegen Blitzschlag schützen soll, ausdrücklich hervorgehoben wird dies aber von dem 1374 gestorbenen Regensburger Domherrn von Megenberg, in dessen „Buch der Natur“ es heißt: „Die maister, die sich fleizent (befleißigen) zauberei, die sprechent, daz ez (d. h. das Kraut Hauswurz) den dour und das himmelplatzn verjag, und darumb pflanzet man ez auf den häusern.“

So bergen nach dem Glauben unserer Vorfahren die Pflanzen Leben und Tod, Gesundheit und Krankheit, Reichtum und Armut, Scheiden und Meiden, Glück und Unglück. Wir aber wollen nicht in Einbildung und Ueberhebung dieses Glaubens spotten, sondern seinen tiefen Sinn ehren und seinen Ursprüngen nachzuforschen versuchen.

Verantwortlich: Ernst Lorenzen in Hagen.
Druck und Verlag: Gustav Butz in Hagen.

Monatliche Beilage zur Hagener Zeitung

Nr. 8 August 1932

Hagener Gesangvereine als Hüter des deutschen Männergesanges in der Mark.

Von Jul. Büscher.

Die Anfänge des deutschen Männergesangs finden wir etwa um 1820 in Berlin, wo der unvergeßliche Zelter (1758 bis 1832), Goethes vertrauter Freund, den ersten Männergesangverein bildete. Dieser Männerchor unterschied sich von den heutigen dadurch, daß er nur aus Tonkünstlern und Dichtern bestand. Es wurden nur für Männerchor vertonte Dichtungen der Mitglieder gesungen. Auch der Komponist mußte Mitglied sein. In der Schweiz und dem angrenzenden Süddeutschland entstanden um dieselbe Zeit Gesangvereine, die in ihrer Zusammensetzung schon mehr unseren heutigen Vereinen glichen. Etwa um die Mitte der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts finden wir auch bei uns in der Mark das rege Bestreben, den Gesang in Männergesangvereinen, anfangs „Liedertafeln“ genannt, zu pflegen. Wie schon an anderer Stelle in diesen Blättern nachgewiesen wurde, waren es zunächst die Lehrergesangvereine, die als erste den mehrstimmigen Männergesang pflegten, und deren Mitglieder in den meisten Fällen auch Gründer und Leiter anderer Gesangvereine wurden. Während die märkischen Lehrergesangvereine sich bald zu einem Ganzen zusammenschlossen (1832) und alljährlich ein großes Konzert veranstalteten, wobei sie den Festort innerhalb der Mark von Jahr zu Jahr wechselten, kamen die anderen märkischen Gesangvereine am 27. September 1846 zum ersten Male zu einem gemeinsamen Gesangfest in Iserlohn zusammen und vereinigten sich zugleich zu dem märkisch-westfälischen Sängerbund, der ebenfalls alljährlich ein Fest feierte. Im Jahre 1849 war infolge der politischen inneren Wirren das Gesangfest ausgefallen. Und so feierte man im Jahre 1851 das fünfte Fest in Hagen. Es nahm einen glänzenden Verlauf. Trotzdem sollte es für viele Jahre das letzte sein. — Nach 1848/49 waren eine Menge Liederkompositionen entstanden, die vielfach minderwertig, zum Teil stark politisch-hetzerischen Inhalts waren. Neue Vereine entstanden, die diese an die niederen menschlichen Gefühle appellierenden, jeder Kunst fernstehenden Lieder zum Gegenstand ihrer Uebungen machten. Sie gingen daran auch recht bald zu Grunde. Leider ist auch der eine oder andere alte Verein dieser üblen Erscheinung zum Opfer gefallen und eingegangen. Die nach 1849 bald einsetzende politische Reaktion wirkte ebenfalls auf den in unserer Heimat schon mächtig aufblühenden freien deutschen Männergesang verheerend und vernichtend. So ruhte auch in der Mark im allgemeinen die Pflege des deutschen Gesangs; nur wenige Vereine, unter ihnen an erster Stelle die Hagener, hielten treu zum reinen deutschen Liede. Immer wieder versuchten die Hagener Sänger, den märkisch-westfälischen Sängerbund neu erstehen zu lassen. Die sich durch die Kriege von 1864 und 1866 klärenden inneren und äußeren politischen Verhältnisse in Preußen bzw. Deutschland. mögen mit dazu beigetragen haben, daß es den Hagener Gesangvereinen im Jahre 1869 — also nach 18 langen Jahren — endlich gelang, den märkisch-westfälischen Sängerbund auf einem großen Gesangfest in Hagen wieder aufleben zu lassen. Es ist das unumstrittene Verdienst der damaligen Hagener Sänger, daß sie den achtzehn Jahre hindurch schlummernden märkischen Sängergeist zu neuer bewußter Betätigung in der edlen deutschen Sangeskunst erwachen ließen. Die Namen dieser wachsamen Sänger, dieser Hüter des wahren deutschen Liedes, sind es wert, auch heute noch genannt zu werden. Sie mögen die heutige Generation zur Nacheiferung anspornen.

Das Fest wurde am 21., 22. und 23. August gefeiert, an das sich noch eine kurze Abschiedsfeier am Dienstag, dem 24. August, morgens 9 Uhr, anschloß. Die Namen der das Festkomitee bildenden Herren waren: Dödter, Vorsitzender; W. Altenloh, F. Baldewein, Carl Bechem jun., C. Boos, Carl Böse, H. Bruckenhaus, Gust. Butz, C. J. Dünhof, Ed. Elbers, Gust. Erkenzweig, Cornelius Flues, Ed. Göbel, J. Göbel, Fr. Grauhan, Habrich, C. v. Hartmann, August Heimbeck, Em. Hiltrop, Herm. Huth, Friedr. Humborg, Jost, Gust. Kerckhoff, Knippschild, Lehmkühler, A. Levy, Dan. Lohmann, Ed. Müller, Ad. Polscher, F. Romberg, Wm. Rosenbaum, C. Rosenkranz, Fr. Röscner, Röttgers, Fr. Schemann, Schmidt, Ed. Schmitz, Ed. Schulte, Otto Söding, Dr. Stahlberg, Herm. Tigges, Ad. Vogel, Rich. Vollmann, Fr. Voß jr., Aug. Voßwinkel, H. Voßwinkel, Fritz Wolff, Carl Wörde, H. Wiesner, Dr. Zieken.

Der Willkommensgruß, der von sämtlichen Hagener Sängern in der Sängerhalle vorgetragen wurde, hatte den Dichter Ed. Schulte zum Verfasser. Er lautete:

Uns naht mit heitern Freundesblicken
die liederreiche Sängerschar.
Wir eilen, sie an's Herz zu drücken
und bieten ihr die Rechte dar.
Das Lied vermag die Lust ins Herz zu tragen,
drum sei willkommen,
sei uns willkommen im bekränzten Hagen.

Nun schweigt der Klang von Eisenlasten,
und die Cyklopen ruh'n sich aus;
des Dampfes mächt'ge Glieder rasten,
es stockt des Schaffens heißer Strauß.
Das Lied vermag die Lust ins Herz zu tragen,
drum sei willkommen, sei uns willkommen im
bekränzten Hagen.

In die krystallne Flut von Tönen,
versenkt sich gern die Seele ganz,
sie trägt uns in das Land des Schönen
voll Harmonie und Blütenglanz.
Das Lied vermag die Lust ins Herz zu tragen;
sei froh willkommen, sei willkommen im
beglückten Hagen.

Es beteiligten sich außer den Hagenern noch Gesangvereine aus Iserlohn, Limburg, Altena, Boele, Breckerfeld, Schwelm, Kamen, Hamm und sogar aus Elberfeld der Gesangverein Orpheus. Die Hagener Vereine seien mit ihren Mitgliedern, soweit sie festzustellen waren, hier wiedergegeben:

1. Männer-Gesang-Verein.

Gust. Erkenzweig, August Donath, Ad. Duhme, Ew. Frantzen, C. Fürstenberg, Lehrer Meyer, Jos. Ohler, Gust. Tinner, Gust. Teubner, Fr. Rummel, Dr. Schmidt, Rud. Schmidt, Carl Bechem, H. Beckermann, Theod. Beckers, Lehrer Brune, C. J. Dünhof, Wm. Fischer, J. Rottmann, Gust. Thiel, Dr. Tüffing, Ad. Vogel, Ferd. Vogelsang, Hch. Vogelsang, Hch. Voß, Ernst Wagner, Fritz Wolff, Ed. Elbers, Jos. Göbel, Ed. Münch, Gust. Osthaus, Lehrer Röttgers, Fr. Rösener, Lehrer Schöne, Jul. Schemann, Ad. Schumacher.

2. Harmonie.

Carl Althoff, Joh. Cadenbach, Wilh. Eversberg, Friedr. Gottlieb, Ernst Kampmann, H. Rautzenberg, C. Dornseif, Aug. Emde, C. Riepe, Fr. Unzhelm, Wilh. Unzhelm, Wilh. Böste, Peter Wendt, Pet. Bisterfeld, Jos. Busch, Jos. Hengstenbeck, G. Körten, Carl Rutenkolk, A. Schmalenbach, C. Spratte.

3. Opernkränzchen.

Adrian, Heuser, Rehwinkel, Schmidt, Schmidts, Thöne, Wesemann, Dickhut, Dünhof, Fluß, Mende, Stein, Vogelsang, Halfmann, Manskopf, Müller, Münch, Renck, Rösener, Schöne.

4. Dilettantenverein.

Joh. Bock, Carl Fischer, Conrad Lackner, L. Reifenrath, Herm. Söding, Carl Bunsen, Louis Glaser, Heinr. Grävener, W. Heilbrede, Carl Benninghaus, Rud. Bertram, J. Callmann, Carl Huth, Carl Kutschmann, Herm. Trimpop.

5. Teutonia Wehringhausen.

Jos. Falz, Ad. Fischer, Fr. Meister, C. Bette, Ferd. Entner, Theod. Lösenbeck, Wilh. Söding, C. Vedder, Casp. Giesbert, Wilh. Giesbert, Fr. Heyden, W. Rittershaus, W. Tasche, Dietr. Söding, W. Stursberg.

6. Germania Eppenhausen.

W. Fastenrath, Aug. Fröhling, C. Langenkämper, G. Marggraf, Gust. Risse, W. Weber, F. Kann, Gust. Moll, D. Nölle, Ch. Röser.

Die vorgetragenen Lieder waren durchweg Perlen des deutschen Liederschatzes. Sie atmen echten deutschen Geist aus, jenen Geist, der ein Jahr später Deutschlands Stärke der ganzen Welt vor Augen führte.

Und wir, wir blicken dankbar und stolz zurück auf unsere Vorfahren, die in Zeiten unheilvoller Reaktion den deutschen Gesang am Leben erhielten. Sie schufen im Jahre 1869 mit der Wiedervereinigung aller märkischen Sänger ein Symbol für die bald darauf erfolgte Gründung des neuen einigen deutschen Reiches.

Gesundheitszustand und Lebensdauer der Markaner im 18. Jahrhundert.

Infolge der Fortschritte auf dem Gebiete der Gesundheitspflege, namentlich bezüglich der Seuchenverhütung und -bekämpfung, ist das Durchschnittsalter der Menschen in der Gegenwart höher geworden als das unserer Vorfahren. Diese aber waren dem Geschlechte unserer Tage darin überlegen, daß verhältnismäßig viele von ihnen ein außerordentlich hohes Alter erreichten, wie Statistiken aus dem 18. Jahrhundert erkennen lassen, die durch Angaben über das Alter und die Todesursache der damals Gestorbenen sowie manche interessante Bemerkungen unsere Beachtung verdienen. Nachstehende Ausführungen beziehen sich auf Statistiken über die ehemalige Grafschaft Mark, und zwar vorwiegend auf die Jahre von 1759 bis 1798.

Zunächst muß darauf hingewiesen werden, daß unsere Gegend früher nicht annähernd so dicht bevölkert war wie jetzt. Am Anfange unseres Jahrhunderts lebten auf dem Gebiete der ehemaligen Grafschaft Mark 1¾ Millionen Menschen, am Ende des 18. Jahrhunderts aber nur ein Fünftel Million. Weil die Zahl der Geburten von 4598 im Jahre 1759/60 mit der Zunahme der Bevölkerung allmählich stieg bis auf 6192 im Jahre 1797/98, so wurden in jener Zeit verhältnismäßig viel mehr Kinder geboren als in der Gegenwart. Eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterließ die 1740 in der Schweflinghauser Bauernschaft im Kreise Schwelm im Alter von 91 Jahren gestorbene Witwe Henrich Ravenschlags, nämlich 4 Kinder, 17 Enkel, 45 Urenkel und 4 Ururenkel, also im ganzen 70 Nachkommen. Einen Witwer, der 1779 im Alter von 89 Jahren im Kreise Altena verstarb, betrauerten 11 Kinder, 61 Enkel und 31 Urenkel, mithin 103 Personen. Diesen übertraf noch ein 1775 in Neuenrade gestorbener 102jähriger Greis mit 114 Nachkommen (10 Kindern, 54 Enkeln, 50 Urenkeln), von denen damals aber 16 Enkel und 14 Urenkel nicht mehr lebten.

In fast allen Jahren überstieg die Zahl der Geborenen die der Gestorbenen beträchtlich, am meisten in den folgenden:

Jahr:	Geburten:	Todesfälle:	Geburtenüberschuß:
1766/67	4261	3350	1271
1776/77	4893	3502	1391
1789/90	5034	3434	1600

Sogar 1786/87, als die Zahl der Todesfälle auf 4613 stieg, betrug der Geburtenüberschuß noch 232. Ganz selten starben mehr als geboren wurden, wie 1771/72 mit 3810 Geburten und 3981 Sterbefällen, also 171; 1795/96 mit 5002 Geburten und 5159 Sterbefällen, also 157; 1760/61 aber kamen auf 3850 Geburten 6494 Sterbefälle; deshalb brachte dieses Jahr eine Bevölkerungsabnahme von 2644.

Erhöhte Sterblichkeit herrschte gewöhnlich dann, wenn ungünstige Witterung, Mißernten oder anhaltende Kriegsnot vorangegangen waren. Unzureichende Wohnungen, Unwissenheit auf dem Gebiete der Gesundheitspflege und mangelnde Reinlichkeit begünstigten dann das Auftreten und die weite Verbreitung ansteckender Krankheiten, z. B. 1739/40, 1760/61, 1786 und 1796. Todesfälle infolge von Blattern kamen in jedem Jahre vor, in den 25 Jahren, über die genaue Angaben vorhanden sind, nur viermal unter 100. 1791 starben 764, 1796 802 und 1786 sogar 1033 an Pocken. Seltener verbreitete sich die Rote Ruhr, die auch weniger Sterbefälle im Gefolge hatte. Ihr fielen zum Opfer:

1787/88:	425	1794/95:	539
1790/91:	586	1797/98:	323
1793/94:	631	1760/61	aber am meisten;

leider ist die Zahl nicht hinzugefügt. Masern und Stickhusten waren weniger gefährlich, nur 1796/97 starben ausnahmsweise einmal 283 am Stickhusten.

Unter den ständig herrschenden und weit verbreiteten Krankheiten steht die Schwindsucht oben an; sie verursachte alljährlich durchschnittlich rund 600 Todesfälle, 1787 und 1794 bis 1796 jedesmal zwischen 800 bis 900. An zweiter Stelle ist die als Brust- und Fleckfieber bezeichnete Krankheit zu erwähnen, mit etwa 600 jährlichen Todesopfern. Nicht viel weniger verderblich erwies sich die Epilepsie mit rund 400 bis 500 Sterbefällen. Alle Jahre starben auch ungefähr 200 an Wassersucht. Auffallend wenig ist Krebs als Todesursache angegeben; meistens ist nicht die Zahl 20 erreicht, nur in den Jahren

... einige seien nach 3 bis 4 Wochen gestorben, die meisten aber hätten sich nach ½ Jahr wieder erholt. — 1794 hat das „Faule Fieber" sonderlich viele im Dorfe Eilpe dahingerafft", auch in Meinerzhagen 16 und in Altena 30 Personen. Dieses Fieber befiel vorwiegend Menschen im Alter von 40 bis 60 Jahren. 8 bis 10 Tage nach dem Beginn der Krankheit trat Taubheit ein. Aus Meinerzhagen schrieb man: „Die den 12. Tag erlebet, sind durchgekommen, bei den meisten ist kein Medicus gebrauchet worden, sind durchgekommen und haben nicht einmal einen Chirurgum gebrauchet." Auch aus Lünen ist ein Fall von erfolgter Genesung ohne Hinzuziehung eines Arztes mitgeteilt: „Ein seltener Fall ist zu einer physikalischen Beurteilung merkwürdig. Eine geraume Zeit war Jakob Meyenberg schwerlich in dem Hören, und ohne Anwendung eines Arztes hob sich dieses Uebel von selbsten. Am letzten Sonntag Trinitatis 1770 besuchte er das Gotteshaus und war im 100. Jahre seines Alters, welches er den folgenden Weynachten völlig zurücklegte, mitten unter dem Gottesdienste fand sich gleichsam das Gehör wieder bei ihm ein, daß er nicht allein den angenehmen Klang der Orgel, sondern auch die geistreichen Gesänge hören konnte, und behielt sein vollständiges Gehör bis an sein Ende. Ein Exempel, das bei so einem alten Greise was Seltsames ist." — Bemerkenswert ist, daß man schon zu der Zeit die Pockenbekämpfung begann, wie eine Notiz aus Altena erkennen läßt: „Mit der Inocution der Blattern ist zu Altena der Anfang gemacht, doch soll es nicht allgemein Beifall erhalten."

Ueber das von den Gestorbenen erreichte Alter gibt nachstehende Zusammenstellung Auskunft. Es starben im Alter

	bis zum vollendeten 4. Jahre	vom 5.—9. Jahre	vom 10.—39. Jahre	vom 40.—59. Jahre	vom 60.—79. Jahre	über 80 Jahre
1774	1392	253	617	676	716	122
1783	1181	235	638	833	692	138
1791	1676	280	632	599	791	149

Wenn diese Zahlen auf 100 berechnet werden, so gibt das für

1774	35,3	6,4	15,7	17,2	18,2	3,1
1783	31,1	6,2	16,8	21,9	18,2	3,6
1791	39,1	6,5	14,7	14	18,5	3,5

Im Gegensatz zu dem damaligen Geburtenreichtum stand die große Kindersterblichkeit in den ersten 10 Lebensjahren, die wohl größtenteils in der Unkenntnis der Bedürfnisse des menschlichen Körpers ihre Ursachen hatte. Schwächliche Kinder starben vorzeitig, während manche der kräftigen ein besonders hohes Alter erlebten.

In den 24 Jahren von 1774—1797 erreichten
3178 Personen ein Alter von über 80 Jahren
392 Personen ein Alter von über 90 Jahren
59 Personen ein Alter von über 100 Jahren

Unter den in der lutherischen Gemeinde Plettenberg in der Zeit von 1714—1781 gestorbenen 4417 Personen waren 6 über 100 und 22 über 90 Jahre alt geworden. Dieselbe Gemeinde hatte bei einer viel größeren Einwohnerzahl in der Zeit von 1830—1871 unter den Gestorbenen keine über 100 und nur 8 über 90 Jahre alte. In der im achtzehnten Jahrhundert nur etwa 400 Personen umfassenden Gemeinde Ohle starben in den Jahren von 1696—1809 3 über 90 und 3 über 100 Jahre alte Menschen. Von den in der Umgegend von Hagen im Jahre 1762 Gestorbenen hatten vier das 90. Jahr überschritten: Der Landmann Adolf Bilstein zu Deipenbrink das 91., der Landmann Johann Ostheide zu Wengern das 92., der Tagelöhner Johann Schoof zu Westhofen das 93. und Johannes am Schaflande bei Breckerfeld das 94.

In der Gemeinde Hemer starb 1755 der Bauersmann Peter Plathaus im Alter von wahrscheinlich 115 Jahren. Er hatte „keinen Husten oder Schnuppen je gehabt und den Gebrauch seiner Sinne bis auf ein halb Jahr vor seinem Tode, da er einen schwachen Husten und Geschwulst an den Füßen bekommen". Erst 4 Tage vor seinem Tode nahmen seine Kräfte ab. 1774 starb in Aschebruch bei Wattenscheid der Kötter Heinrich Rockholl, genannt Gosmann, im Alter von 113 Jahren. Eine im Kreise Hörde 1781 gestorbene Frau war ebenfalls 113 Jahre alt. Der in Gennerbecke bei Schwelm 1785 beerdigte Kaspar Kühler erreichte ein Alter von 108 Jahren; ein Mann in Plettenberg, dessen Name nicht mitgeteilt ist und der 1727 starb, war gleichfalls 108 Jahre alt. Ebenso ist der Name einer im Bezirke des Gerichts Schwelm 1776 gestorbenen 106 Jahre alten Witwe nicht angegeben. Von den 59 Personen, die in den Jahren von 1774—1797 ein Alter von mehr als 100 Jahren erreicht haben, ist in 47 Fällen das Geschlecht mitgeteilt. Es waren 18 Männer und 29 Frauen. Unter diesen Frauen 3 Hebammen, und zwar Gertrud Straddäus in Meinerzhagen, die 1740 104 Jahre alt wurde, eine 100 Jahre alte Frau, die 1774 in Hagen starb „und bis ein Jahr vor ihrem Tode noch öffentlich in der Kirche das hl.

... starb 1772 zu Grimminghausen bei Dols im Alter von 110 Jahren, nachdem sie sich dort 80 Jahre lang als Kammerjungfer betätigt hatte. Den interessanten Lebensgang des 105 Jahre alt gewordenen Joh. Henrich Cramer zu Balbert erfahren wir aus dem Bericht des dortigen Pastors Glaser. Er ist „1656 ans Licht getreten. Nach der seinen Umständen gemäßen Erziehung als er zum 24. Jahre seines Alters gestiegen, hat ihn die Vorsehung zu Kriegsdiensten bestimmt, darinnen er zugebracht an 23 Jahre, wie denn seine treuen Dienste sowohl aus denen mitgehaltenen Belagerungen Stralsunds und andern daher rührenden Kriegsunternehmungen, als auch selbst ihme honorablen ertheilten Abschiede erhellt. Hierauf hat ihn die Regierung Gottes, wie die Versicherungen ergeben, nach ungefähr 14 Jahren in den Ehestand geführt, darinnen er überhaupt 43 Jahre gelebt; von diesen 43 Jahren sind 35 verflossen, in welchen er Gerichtsdiener gewesen, 8 aber, da er Unvermögens halber seines Dienstes entlassen gewesen. Ein Jahr brachte er hernach als Witwer zu, und nachdem er sich bei völliger Vernunft in seiner kurzen Krankheit des Sakraments des hl. Abendmahls bediente, starb er in dem Alter von 105 Jahren, nachdem er Kindes-Kindes Kinder gesehen."

Soweit sich übersehen läßt, waren die hochbetagten Personen in Berufen und Verhältnissen tätig, in denen man fleißig arbeitete und dabei recht einfach und mäßig lebte. Der schon erwähnte Jakob Meyenberg hat „in seiner Jugend bei den Bauern gedienet, nachher aber bis in dem Fach seines 85jährigen Alters. in der Stadt Lünen die Schweine gehütet, als dann nun bei abnehmenden Kräften dazu nicht mehr im Stande, ist er bis an sein Ende aus armen Mitteln verpfleget worden". — „Zu Breckerfelde ist 1774 eine unverheiratete Weibsperson, so aus armen Mitteln gelebet, 102 Jahre alt geworden." — Der auch schon oben angeführte Kötter Rockholl im Kirchspiel Wattenscheid „hat sich mit schlechter Kost ernähret und ist bei vollkommenem Verstande und Gebrauch seiner Sinne bis an sein Ende verblieben". — In Hemer „starb eine Frauensperson von geringem Stande, welche zuletzt sehr kümmerlich gelebet und 100 Jahre alt geworden". — Im Hochgerichtsbezirke Schwelm wurde 1786 ein 99jähriger Bauer beerdigt, der im Jahre vor seinem Tode noch Hafer mähte. — Der Landmann Ohrmann in Meckingsen in der Soester Börde lebte 102 Jahre lang, war niemals krank und hat bis an sein Ende die dreiviertel Stunden entfernte Kirche besucht. Alle diese Hochbetagten sind Beweise für die Wahrheit der wertvollen Lebensregel: „Arbeit, Mäßigkeit und Ruh', schließen dem Arzt die Türe zu."

Unsere Vorfahren im 18. Jahrhundert kannten auch die schädlichen Wirkungen des Alkohols und Nikotins auf den menschlichen Körper, wie nachstehende Beispiele beweisen. Ein 1786 im Gerichtsbezirke Hagen beerdigter 89jähriger Mann war von „äußerst fester Gesundheit, hat höchst einfach gelebt, niemals Thee, Caffee, Bier oder Branntwein, sondern nur klares Wasser getrunken". — Im Amte Hörde starb 1776 ein Greis im Alter von 99 Jahren, der „niemals Krankheit ausgestanden, sich kümmerlich ernähret, doch viel Tabak gerauchet". — Auch eine 1793 gestorbene „ledige Frauensperson von 93 Jahren hat täglich bis zu ihrem Ende viel Tabak geraucht". — Leider sind Name und Wohnort dieser Vorkämpferin für Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne nicht mitgeteilt; ihr gebührt zweifellos ein Ehrenplatz in der Geschichte der Frauenbewegung. Ueber den „geringen Bürger Wilhelm B. zu Schwelm" wunderte man sich, daß er „95 Jahre alt geworden, ohngeachtet derselbe bis an sein Ende den Branntwein geliebet." Ist hier nicht gegenüber der möglichen Behauptung, diesen 3 Personen hätten die gifthaltigen Genußmittel nicht geschadet, die Frage berechtigt: Hätten sie bei Meidung von Alkohol und Nikotin nicht noch viel älter, auch über 100 Jahre alt werden können?

Auch unsere Zeit hat noch Menschen gehabt, die das 100. Lebensjahr überschritten haben, wie die 1814 zu Elsen bei Herscheid geborene Sophie Luise Wilhelmine Scheffen, die als Witwe Adamy in Lüdenscheid 103 Jahre alt geworden ist, wie den Landwirt Peter Lichtenhagen in der Gemeinde Kierspe, der 1822 geboren wurde und 1922 starb, wie Friedrich Hammerschmidt zu Himmelmert bei Plettenberg, der 1925 seinen 100. Geburtstag feiern konnte und wie die kürzlich in Waldliesborn gestorbene 104jährige Witwe Krämer. Aber im Verhältnis zu der großen Volksmenge, die nun auf dem Gebiete der ehemaligen Graffschaft Mark wohnt, sind das nur sehr wenig Fälle. Ohne Frage steht die Gegenwart bezüglich recht hoher Lebensalter weit hinter dem 18. Jahrhundert zurück. Die Ursachen hierfür liegen teils in der wenig der Gesundheit förderlichen einförmigen Beschäftigung vieler Menschen in von Luft und Licht mehr oder minder ... Arbeit. Wenn die Not der Gegenwart manche arbeitslosen Menschen aus den vielfach ungesunden Verhältnissen der Großstädte aufs Land zur Arbeit in frischer Luft und der einfachen Lebensart unserer Vorfahren zurückführt, dann wird das deren Lebensdauer sicherlich günstig beeinflussen.

P. D. Frommann.

Die Kiersper „Räuke".

Von Fritz Linde.

Dort, wo die waldbedeckten Ausläufer des Ebbegebirges den Lauf der oberen Volme umkränzen, wo an sonniger Berglehne, im schattenkühlen Grunde oder auf luftiger Höhe die alten Bauernhöfe liegen, oft noch umrauscht von vielhundertjährigen Eichen und Buchen und Eschen, da erinnert man sich, vornehmlich unter den älteren Leuten, die die heimische Mundart, das alte Plattdeutsch noch sprechen, zuweilen auch wohl noch eines Sprüchleins, das heißt:

„— — dei Keispeschen Räuke,
dei Valbertschen Schnäuke,
dei Meinerzer Hären,
dei wellt allen wat lähren."

Was uns nun heute an diesem Spottverslein, an denen der Volksmund ja so überaus reich ist, interessieren soll, das ist die Frage: Wie kommen die Kiersper zu ihrem Spitznamen? Woher die Bezeichnung „Keispesche Räuke"? Eine „alte Sage" berichtet darüber etwa folgendes:

Als zur Zeit der Götterdämmerung die nordische Götterwelt im Kampfe mit den Riesen und Tursen dahinsank, als gar Wotan oder Allvater diesen Unholden erlag, flogen die beiden Raben, die ihm bisher die Weisheit zugeflüstert hatten, erschreckt, ihres Sitzes beraubt von dannen. Nach langem, langem Fluge kamen sie an ein Gehöft, das von mächtigen Eichen, Buchen und Tannen umstanden, und wo die Welt mit Brettern zugenagelt war; das heißt auf gut westfälisch gesagt, sie waren in der Bremecke bei Kierspe angelangt.

Da sie nun dem Göttervater keine Weisheit mehr zuzuflüstern brauchten, kamen sie auf dumme Gedanken, bauten ein Nest in den Wipfel der höchsten Eiche, und das Weibchen legte vier Eier hinein, setzte sich darauf und brütete treu und brav, wie das einer Rabenmutter zukommt. Und der Erfolg blieb nicht aus; eines Tages lagen vier junge Raben im Neste. Aber, aber — mit des Geschickes Mächten ist kein ewig Band zu flechten . . . Wie erschrak der Rabenvater, als er, von einem Ausfluge heimkehrend, seine Sprößlinge in Augenschein nahm. Zwei waren schwarz und zwei — weiß! Ja, er erschrak, der gute Rabenvater. Dann aber ergrimmte er in maßlosem Zorn über die weißen Mißgeburten, packte sie kurzerhand in den Schnabel und warf sie zum Neste hinaus. Die kollerten nun von Ast zu Ast und wären elendiglich zu Grunde gegangen, wenn sie nicht zufällig auf einen Streifen Dickebohnen gefallen wären, der fröhlich unter der Eiche gedieh. „At wannt so sien sollt här", sagt man heute noch oft in Kierspe — nicht nur, daß die Dickebohnen den schweren Sturz milderten, die langen, grünen, dichtbelaubten Stengel dienten unsern beiden aus der Art geschlagenen und zum Neste hinausgeworfenen Raben auch zum einstweiligen, sichern Unterschlupf, und die weichen, jungen, saftigen Dickebohnen zur willkommenen Nahrung, deren Güte man bald an dem gewaltigen Wachstum der beiden wahrnehmen konnte.

Und sonderbar, ob das nun auf die ungewohnte Nahrung oder auf sonst einen Umstand zurückzuführen war: der Schnabel schrumpfte immer mehr ein, bis endlich nur eine Nase, eine richtige Menschennase übrigblieb. — Aus dem Kopfe wuchsen zwei Ohren; die Haut blieb nackt und ohne Federn; die Beine wurden dicker und dicker, bis sie den menschlichen verteufelt ähnlich sahen; die Flügel nahmen immer mehr die Gestalt von Armen an, und vorne — o Wunder —, da wuchsen aus jedem Arm fünf Finger, ja, fünf richtige Menschenfinger. Und als sie sich da gegenseitig besahen, da fingen sie an zu lachen und zu schwatzen, und — was soll ich da noch lange erzählen — die beiden ersten Kiersper waren fertig.

Seit jener Zeit nun sind die Raben von außen schwarz, die Kiersper weiß; hoffen wir, daß es von innen nicht umgekehrt ist.

Seit jener Zeit auch quakt man dem Kiersper nach, wenn man ihm als Fremder begegnet. Hänseln, spötteln, uzen — was tut der Sauerländer lieber. Aber der Kiersper läßt sich nicht uzen. Ruft man ihm: „Quak, quak!" nach, dann ruft er „Jeck, ieck!" und schlägt sich dabei auf die Brust im stolzen Bewußtsein seiner Abstammung von den weisen Raben Wotans. —

Soweit die „alte Sage"; und wenn ich das vorstehende Wort — siehe auch oben — in Gänsefüßchen setzte, so geschah das nicht ganz ohne Absicht; denn ich muß hier, trotz meinem. als geborenen und gezogenen Kiersper in diesem Falle wohlverständlichen und verzeihlichen Lokalpatriotismus, leider gestehen, daß die „alte Sage" gar nicht so besonders alt erscheint. Ein witziger und phan... die Räuke oder Saatkrähen, die schwarzen Wotansvögel für die Heimat der Kiersper seit jeher eine unerklärliche und ganz besondere Vorliebe gehabt haben. Freilich, wer heutigen Tages die Gemarkung durchwandert, der wird nichts mehr von ihnen zu hören und zu sehen bekommen. Die krächzenden Schwarzröcke, die einzeln oder bei nahendem Sturmwetter in kleinen Trupps die Felder durchstreichen, das sind keine Raben, das sind „Aaskrähen", wie sie der Volksmund nennt, ungesellige, diebische, hinterlistige Vögel, die einsiedlerisch in den Kronen hoher Waldbäume nisten. Der Niederjagd fügen sie ganz erheblichen Schaden zu, weshalb sie der Jäger auszurotten sucht, wo er nur kann.

Im Gegensatz dazu sind die Räuke außerordentlich gesellige Vögel. Kleine Gehölze mit hohem Baumbestand, rings von Feldern umgeben, bevorzugen sie in ganz besonderem Maße als Nist- und Brutstätten. Da nun die meisten Gehöfte in der Gemeinde Kierspe diesen Anforderungen entsprachen, siedelten sich die Saatkrähen in Scharen hier an. Auf dem Berg, dem Höferhof, dem Hintersten Bornberg, im Dorfe Kierspe selbst und vor allem in der Bremecke waren sie zu Hause. Wer es nicht selbst gesehen hat, macht sich kaum eine richtige Vorstellung von den großen Scharen, zu denen sich diese Vögel versammelten. Nicht zu Hunderten, nein zu Tausenden bevölkerten sie die genannten Brutstätten, die meist schon von weitem an der schwarzen Wolke zu erkennen waren, die scheinbar über den Baumwipfeln lagerte und aus lauter „Räuken" bestand.

Die größte und ausgedehnteste Saatkrähenkolonie war wohl diejenige in der Bremecke. In einem alten Gemeindeblatt fand ich eine Abhandlung über die Räuke und besonders über die letztgenannte Kolonie. Der Verfasser ist nicht genannt, ich glaube aber wohl nicht fehlzugehen, wenn ich den Artikel der Feder des verstorbenen Sanitätsrats Dr. Deisting zuschreibe. In volks- und naturkundlicher Beziehung hat diese Abhandlung Anspruch auf das Interesse weitester Kreise, weshalb sie im Auszug mit einigen Aenderungen und Kürzungen in nachstehendem wiedergegeben sei:

Einsam und weltabgeschieden liegt das Gehöft Bremecke am Ausgang der Schlucht nahe den Wiesen des Kerspetales. Der Weg von der Landstraße führte noch vor Jahren durch dunkelschattigen Hochwald den Abhang hinab, der jetzt mit Tannen bestanden ist.

Es war ein idyllischer Landsitz, auf dem ein starkes Geschlecht in Wohlhabenheit ein arbeitsames Leben führte. Als aber der Sensenmann in den Frieden einbrach und an seiner knochigen Hand den Hausherrn aus seinem behaglichen Wohnsitze hinwegführte in das dunkle Tal des Todes, da hatte auch der knorrigen Eiche und der breitästigen Buche das letzte Stündlein geschlagen. Was Jahrhunderte in herrlicher Schöne hatten wachsen lassen, sank in wenigen Tagen zu Boden.

Nur ein dürftiger Rest alter Buchen auf der Höhe des kleinen Herberges wurde von der Axt verschont. Es mag wohl einen besonderen Grund gehabt haben, daß man gerade diesen Teil des Waldes stehenließ. Hier auf den Buchen hatten Gäste ihre Herberge, die seit alters in der Bremecke heimisch geworden waren, die Freude, aber auch der Aerger des Hofbesitzers. Er nannte sie seine Nachtigallen. Es ist ja leider so, daß die sangesfrohe Nachtigall unsere rauhen Berge meidet, aber es gehört doch ein gut Stück Humor dazu, das heisere Gekrächz der schwarzen Vögel auf der Höhe des Herberges als dem Ohr wohltuender Gesang gelten zu lassen. Nun, der gutmütige Herr der Bremecke ließ sich das unaufhörliche „Quak" gefallen und nahm die schwarzen Sänger in seinen Schutz und hat ihn ihnen angedeihen lassen bis zu seinem ewigen Abschied von dem grünen Gipfel des Herberges. Freilich, die Nachbarn, die Bauern waren erbost ob dieses Schutzes und Schirmes, sie liefen zur Polizei und forderten energisch den Abschuß der schwarzen Sänger. Denn der Rauk, wie die Saatkrähe im Volksmunde heißt, ist ein schlimmer Gesell und hat wenig Freunde. Dem Bauer stibitzt er die frischgesäten Haferkörner und das Knochenmehl vom Feld und hackt die Kartoffeln, die von der Egge hervorgezogen sind, aus der Erde heraus. Und ob er es ist, der die Küchen stiehlt und junge Häschen raubt, oder sein Vetter, die Aaskrähe, darüber sind die Meinungen nicht ganz geklärt. Der Besitzer der Bremecke lächelte über den polizeilichen Befehl des Abschusses. Um aber doch die Nachbarn zufriedenzustellen, nahm er die Jagdflinte von der Wand, stieg empor zu den Buchen und brachte der Mordgier seiner Nachbarn einige Opfer. Er band sie mit ausgebreiteten Flügeln an Stecken und stellte sie als Warnung für die diebischen Räuke auf sein eigenes Feld. Dann machte er den Nachbarn klar, daß den schwarzen Vögeln schwer beizukommen und der Versuch des Ausrottens aussichtslos sei. So saßen denn die Räuke als Freiherrn auf ihrer hohen Warte und betrachteten die umliegenden Gefilde als ihre rechtmäßigen Jagdgründe.

... menschlicher Wohnungen liegen, bauen sie aus allerhand dürrem Gezweig ihre kunstlosen Nester, nahe beieinander, oft zehn oder zwanzig in einem Baum. Mit gewaltigem Geschrei fliegen sie ab und zu und schleppen das Bauholz heran oder umkreisen in wiegendem Fluge die Wipfel der Bäume. Ist das Nest vollendet, so legt Frau Rauk fünf blaugrüne Eier, mit braunen Punkten und Flecken wohl verziert, hinein und widmet sich mit Eifer dem interessanten Geschäfte des Brütens. Es herrscht ein reges Leben dort oben zur Zeit, wenn die Jungen aus dem Ei geschlüpft, mit jämmerlichem Geschrei von den sorgengeplagten Eltern Nahrung heischen, oder mit gierigem Gekluckse die empfangenen Bissen in den weiten, schier endlosen Kropf befördern. Dabei lassen die Alten unermüdlich ihren Ruf erschallen, daß das Gewirr der Stimmen wie zu einem rauschenden Strom zusammenfließt. Es sind liebevolle Eltern, die Räuke. Sobald die dunklen Schatten dem ersten Strahl der Morgensonne weichen, eilen sie, ihrer Brut Nahrung herbeizuholen. Frösche, Mäuse, Schnecken und was dergleichen Leckerbissen mehr sein mögen, und erst, wenn der letzte Schimmer des Tages über Schmidthausen verglommen ist, gönnen sie sich Ruhe. So tönt denn ihr „Quak, quak" den ganzen Tag ohne Pause, und selbst mitten in der Nacht läßt die besorgte Raukenmutter, durch den Schritt eines Wanderers oder das Sausen des Windes erschreckt, diesen lieblichen Ruf hören. Das ist der unvergleichliche Gesang der Kiersper Nachtigallen.

Die fetten Happen bekommen den Kindern ganz vorzüglich. Zusehends runden sich die Bäuche, und das Nest wird fast zu enge. Dann nahm vor Zeiten der Schirmherr des Berges wieder die Büchse zur Hand und rüstete sich zum Abschuß. „Jetzt ist es Zeit!" sprach er zu seinem Gemahl. „Die Räuke sind schinkenfett!" Und Schuß um Schuß hallte vom Berge das Tal entlang. Mit gellendem Geschrei erhob sich eine schwarze Wolke vom Geniste aufwärts, stiebte erschreckt nach allen Richtungen auseinander und kreiste dann in sicherer Höhe über der Baumgruppe, laut das Schicksal ihrer Nachkommenschaft beklagend. Schwer plumpsten die toten Körper der getroffenen Jungen vom Nestrand zur Erde und wurden Stück um Stück in den Korb gepackt, bis die Flinte ruhte. Dann gab's ein leckeres Mahl. „Pfui", höre ich den entsetzten Leser rufen, „die eklen Dinger kann man doch nicht essen!" Lecker schmecken sie, wenn sie in reichlicher Butter schön braun gebraten sind. Der Balg mit sämtlichen schwarzen Federstoppeln wird vorher fein säuberlich abgezogen, dann sehen die jungen Räuke sehr appetitlich aus.

Durch diesen regelmäßigen Abschuß wurde der Vermehrung der Räuke eine feste Grenze gesteckt. Daß dieses nötig sei, war auch ihrem Freunde selbstverständlich, auch seine Felder wurden ja trotz guter Nachbarschaft nicht verschont. Denn wenn im Frühling der Sämann die goldenen Haferkörner auf den Acker streut, stellt auch Freund Rauk sich ein und schaut vom nächsten Weidenpfahl der Arbeit zu. Mit lautem „Quak" ruft er seine Frau. Die kommt mit weiblicher Neugier und schnellem Flügelschlag herbei und hockt auf dem nächsten Weidenpfahl auf. „Was gibt's?" fragt sie dringend. „Ei, sieh doch", sagt ihr Gemahl, „wie lieb der Mensch ist, da streut er schon wieder Futter für uns. Schade, daß er so hinterlistig ist, man kann ihm nicht trauen. Wir wollen warten, bis er fort ist." Frau Rauk aber kann die Neuigkeit nicht für sich behalten und schreit ihr Glück in alle vier Winde hinaus. Das ist nun mal Weiber Art. Da kommen sie von allen Seiten schreiend gezogen und setzen sich die ganze Weide entlang erwartungsvoll auf die Pfähle. Der Bauer aber kennt seine Gäste und eggt die Saat sofort ein. Kaum hat er das Feld verlassen, so fällt der schwarze Schwarm auf den Acker und sucht gierig die Körner auf; aber auch mancher Wurm, manche Käferlarve muß mit hinab in den unersättlichen Schlund. Nun taucht dahinten eine verdächtige Gestalt auf, das ist der Bauer, der vorsichtig die Flinte versteckt hält. Mißtrauisch guckt Freund Rauk auf und duckt sich ein wenig. Dann schlägt er wild mit den Flügeln und steigt mit gellendem Schrei in die Höhe und mit ihm der ganze Schwarm. Eilig ziehen sie dem Walde zu und schimpfen laut über den heimtückischen Bauern. — —

Ich habe oben die einzelnen Brutstätten der Räuke in der Gemeinde Kierspe erwähnt. Hier kehrten sie alle Jahre wieder ein, wenn sie aus dem warmen Rheintal zurückkamen, wohin sie sich vor dem Sturm und Graus und den Hungerzeiten des sauerländischen Winters retteten. Außerhalb der Brutzeit hatten sie ihre bevorzugten gemeinsamen Schlafstellen. Wenn die Sonne im Westen sank, zogen sie zur selben Abendstunde dahin, zu den hohen Bäumen des Buscher Wäldchens oder zu den Tannen, welche einst an dem Wege von der Landstraße nach Vorlinghausen standen. Dort hielten sie bis spät in die Nacht noch trauliches Zwiegespräch, bis ihnen die müden Augen zufielen. —

... her das Wahrzeichen von Kierspe, ziert doch auch seit einigen Jahren das Bildnis eines Raukes das Amtssiegel der Gemeinde. Und wenn früher auf froher Turnfahrt oder im Marsche zur Aushebung das junge Volk von Meinerzhagen, Valbert oder Halver in unser Dorf zog, feierte es seinen Einzug mit lautem „Quak, quak!", zum Aerger der Kiersper, die in stiller Wut den hänselnden Ruf vernahmen, oder auch durch Schimpfen ihrem Aerger Luft machten. —

Nun sind sie alle fort; wie die Heinzelmännchen aus Köln sind sie durch Menschentücke vertrieben. Eines Tages fällte die Axt auch die Buchen des Herberges. Baum um Baum sank ins Gras. Nun steht der Gipfel kahl und verlassen da. Ihrer Heimstätte beraubt, flatterten die schwarzen Gesellen ratlos von Busch zu Busch. Oben in den Buscher Tannen haben sie noch eine Weile gesessen, haben ihr Leid bejammert, den Menschen angeklagt, auf die Kiersper geschimpft, die ihnen den schönen Gesang so übel lohnten. Dann zogen sie klagend ab in langen, düstern Reihen — fort aus dem nun so ungastlichen Lande — wer sagt uns, wohin?

Ja, sie sind fort, die Räuke, und wie lange wird es noch dauern, dann wird auch eines Tages das, was von ihnen noch blieb, der Spitzname „Keispesche Räuke" verschwunden sein. Ob es schade ist darum? — — — — Um den Spitznamen gewiß nicht, um die eigenartigen Kolonien sicherlich. Und daß auch die Sprache, die diesen Ausdruck geboren, das heimische Plattdeutsch, verschwindet wie einstens unsere schwarzen Freunde, unaufhaltsam, und mit ihm ein Stück deutschen Volkstums, das mit seinen urwüchsigen Eigenarten unausrottbar im Heimatboden zu wurzeln schien, das ist gleichfalls schade — jammerschade.

Der Steinzeitmensch Südwestfalens.

Wenn wir die Forschungsergebnisse der letzten Jahre zusammenfügen, so ergibt sich von der Vorzeit unserer südwestfälischen Heimat schon heute ein Bild, das zwar noch längst nicht lückenlos, trotzdem aber in seinen Umrissen und Hauptzügen deutlich erkennbar und zuverlässig ist. Die vorgeschichtliche Steinzeit teilen wir bekanntlich in die drei Abschnitte ein: 1. Altsteinzeit, endigend etwa 12 000 v. Chr., 2. Mittelsteinzeit: 12 000—8000 v. Chr., 3. Jungsteinzeit: 3000—2000 v. Chr.

1. Altsteinzeit.

Als Norddeutschland noch unter den Gletschern der Eiszeiten lag, war unsere Heimat schon von Menschen bewohnt. In den Höhlen des Hönne- und Lennetals haben wir ihre Wohnstätten wiedergefunden.

Das Leben des Menschen dieser Zeit war ein endloser Kampf mit den Unbilden eines sehr rauhen Klimas und mit wilden Tieren. Die Kälte ließ den Menschen Zuflucht suchen in Höhlen. Fast immer wurden solche Höhlen und vorspringende Felsendächer gewählt, welche nach Süden offen waren, in welche also die warme Mittagssonne schien. Diese Naturwohnstätten wurden mit Steinen und Holz nach außen abgeschlossen bis auf eine Oeffnung, welche als Eingang diente. Vor dem Eingang wurde des Nachts ein Feuer unterhalten, um der Kälte und den wilden Tieren das Eindringen zu verwehren. Höhlenbär, Höhlenlöwe und Höhlenhyäne, von welchen vollständige Skelette und viele Knochenteile in den Höhlen gefunden sind, suchten nämlich auch hier Schutz vor den Unbilden der Witterung und machten dem Menschen den Unterschlupf streitig.

Der Mensch der Altsteinzeit erwarb seinen Lebensunterhalt als Jäger. Er mußte immer bestrebt sein, Tiere zu erbeuten, um Fleisch zur Nahrung und Felle zur Kleidung zu gewinnen. Auf welche Tiere der Mensch jener Zeit jagte, zeigen uns die Knochenreste, die in den Höhlen gefunden wurden. Mammut, Nashorn, Urstier, Riesenhirsch, Wildpferd und Renntier waren das Jagdwild. Wildpferd und Renntier müssen, nach den Knochenfunden zu urteilen, in großen Herden in unserer Heimat anzutreffen gewesen sein. Mammut und Nashorn wurden in Fallgruben gefangen und durch Steinwurf erlegt. Als Beigabe zu der Fleischnahrung wird der Mensch vermutlich eßbare Kräuter und wilde Früchte gesammelt haben.

Waffen und Werkzeuge fertigte sich der Mensch aus Holz, Knochen und Steinen. Im Hönnetal holte er sich das Steinmaterial fast ausschließlich aus dem Geröll des Flusses. Es sind immer sehr harte Steine, die verarbeitet wurden. Die Mehrzahl aller Geräte, die in der Balver, Feldhof- und Volkringhauser Höhle im Hönnetal und der Sporkerhöhle im Lennetal gefunden wurden, sind aus Kieselschiefer gefertigt. Diese Geräte zeigen alle Farben von tiefschwarz, grau, braun, gelblich bis weiß. Auch sind Geräte aus Grauwacke, Kieselkalk, Hornstein, Eisenkiesel und Feuerstein angefertigt worden. Geräte aus Feuerstein sind allerdings verhältnismäßig selten; das Rohmaterial mußte aus nördlichen Gebieten, z. B. von